

## Doppelte Lebenshilfe

Zinks Erfolg als Schriftsteller ist nicht nur auf seinen theologischen Tiefgang mit eigenständigen Gedanken und auf seine allgemeinverständliche Art sich auszudrücken zurückzuführen, sondern auch auf sein seelsorgerliches Anliegen, zu einem geglückten Leben zu helfen. Es ist eine doppelte Lebenshilfe, die er anbietet.

Hinsichtlich des irdischen Lebens ermutigt Zink zu Dankbarkeit für das, was uns geschenkt ist (1999/S. 142), und zu Verantwortung für die Schöpfung (2003/S. 401-418). Wer aber wegen

---

*dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von Helmut Gumnior (Band 97 der Stundenbücher), Hamburg 1970, S. 61-62.*

schwerer Schicksalsschläge und schwierigster Lebensumstände zur Dankbarkeit nicht fähig ist, mag sich immer noch an Gott halten, der uns näher ist, als wir uns selbst sind, und der auch im Leiden bei uns ist, wie wir am gekreuzigten Jesus ablesen können (1992/S. 308-309).

Hinsichtlich des ewigen Lebens ermutigt Zink zur Zuversicht und zur gespannten Erwartung dessen, was Gott, der „Liebhaber des Lebens“ (Weish 11,26), mit uns vorhaben wird: Seine Barmherzigkeit und Zuwendung über das irdische Dasein hinaus werden bleiben, wie wir an der Auferstehung Jesu begreifen können. „Der Tod ist eine Tür durch eine nicht vorhandene, dünne Wand“ (2003/S. 371-375). □

---

## Kontrapunkt des Schriftleiters

---

Die beiden vorstehenden Beiträge dürften bei zahlreichen Leserinnen und Lesern auf ein positives Echo stoßen, aber vielleicht nicht bei allen. Im *Bund für Freies Christentum* finden sich recht unterschiedliche Auffassungen zu zahlreichen Themen wieder, so auch zur Frage des Todes und dem, was danach kommt. Mit diesem Kontrapunkt vertrete ich eine abweichende Meinung, von der ich nicht weiß, inwieweit sie dem Empfinden einiger Leser und Leserinnen entspricht.

In einem fundamentalistischen Elternhaus aufgewachsen, wurde mir von Kindesbeinen an die sogenannte „Ganztodtheorie“ vermittelt, welche

die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als eine heidnisch-katholische Verirrung ansah. Ich lernte: Beim Tod stirbt der ganze Mensch – Leib und Seele – und bleibt solange im Grab, bis bei der Wiederkunft Christi am Jüngsten Tag die Toten aus den Gräbern hervorgerufen werden und je nach ihrer Einstellung gegenüber dem Erlösungsgeschehen Christi ins Paradies oder in die Hölle wandern. Die Ganztodtheorie wurde in Teilen auch von einigen modernen Theologen wie Karl Barth, Paul Althaus und Oscar Cullmann vertreten, sodass wir uns damals in unserer unkonventionellen Haltung bestätigt sahen.

Das alles änderte sich jedoch dramatisch, nachdem ich mich im Laufe meines Theologiestudiums intensiv mit den Methoden und Denkvorsetzungen der Historischen Kritik auseinandergesetzt hatte. Insbesondere die Beschäftigung mit der Entstehung des biblischen Kanons hatte für mich weitreichende Konsequenzen, nachdem ich erkannte, dass weder die Festlegung des alttestamentlichen noch die des neutestamentlichen Kanons eine vom Himmel verordnete Sache war, sondern von frommen Juden und Christen subjektiv entschieden wurde, die der Flut von legendenhaften pseud-epigraphischen Schriften Einhalt gebieten wollten. Ich konnte nicht länger den außerkanonischen Büchern Irrtumsfähigkeit zuschreiben und gleichzeitig den biblischen Schriften eine uneingeschränkte Irrtumslosigkeit bescheinigen, wie ich es von Hause aus gelernt hatte. Ich musste nolens volens die Prämisse akzeptieren, dass auch die biblischen Texte im Blick auf ihre Inhalte und ihre Überlieferungsgeschichte historisch-kritisch zu betrachten sind. Dies machte für mich von jetzt auf gleich ein radikales Umdenken meiner ganzen Theologie, Christologie und Eschatologie notwendig, einschließlich der Frage nach dem Tod und dem, was danach kommt. Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie ich ganz plötzlich den Glauben an ein Leben nach dem Tod verlor. Dieser Glaubensverlust war für mich keineswegs eine agnostische Unsicherheit, sondern eine feste Gewissheit, die mich jedoch überhaupt nicht verzweifeln

ließ. Im Gegenteil, ich erlebte sie eher als eine Art Befreiung; denn fortan sah ich den Sinn meines Lebens nicht mehr darin, vor allem für das Jenseits, sondern in erster Linie für das Diesseits zu leben. Sinn und Ziel des Lebens lagen für mich nicht mehr jenseits des Todes, sondern im Leben selbst. „Der Sinn des Lebens ist – zu leben“, lautete künftig meine Devise. Es galt allerdings herauszufinden, was wirkliches, wahrhaftiges, tragfähiges, erfülltes Leben sei. Die Beantwortung dieser Frage stellte sich als eine lebenslange Aufgabe heraus. Außerdem empfand ich den Gedanken an eine ewige Existenz – einst Quell meiner Jenseitshoffnung – mittlerweile erschreckend und unerträglich. Diese meine Einstellung hat sich mit dem Näherkommen des zwischenzeitlich in Reichweite geratenen Todes keineswegs geändert.

Nun hat es immer wieder Menschen gegeben, die mir aufgrund ihrer mystischen Erfahrungen oder aufgrund von erlebten (oder berichteten) Nahtodererfahrungen deutlich zu machen versuchten, dass es dennoch einen Dualismus gebe und somit auch einen vom Leib zu unterscheidenden und von diesem unabhängigen Geist, der beim Tode in eine wie auch immer geartete jenseitige Dimension eintritt. Doch haben mich diese Erfahrungsberichte nie überzeugt. Freilich, dass der Mensch nicht nur aus Organen, Zellen, Molekülen und Atomen besteht, sondern sich vor allem durch seinen Geist, sein Bewusstsein, sein Gewissen und seine ethische Vernunft auszeichnet, halte ich für selbstverständlich. Gleichwohl erscheinen

mir mystische Erfahrungen und auch Nahtoderfahrungen als reine intrazerebrale Erlebnisse, die den Erweis einer jenseitigen dualistischen Geistesdimension leider schuldig bleiben.

Dabei ist mir allerdings klar, dass sich viele Menschen gerade angesichts der eigenen Sterblichkeit bzw. angesichts des Todes naher Angehöriger ein wie auch immer geartetes „Jenseits“ erhoffen, um den eigenen Todesschrecken zu überwinden oder liebgewordene Menschen wiederzusehen – ganz im Sinne des populären Liedes von Andreas Gabalier „Amoi seh ma uns wieder“. Die Aufgabe einer verantwortlichen Theologie scheint mir darum die zu sein, den Menschen Hoffnung zu vermitteln, ohne ihnen etwas zu versprechen, was am Ende doch nicht eingelöst werden kann. Das kann man m.E. nur, indem man sich einer metaphorischen Sprache bedient, die etwa davon spricht, dass wir in den Schoß von Mutter Erde zurückkehren, dass wir endlich ganz eins werden mit dem Universum, dem All-Einen, ja mit einem Gott, der uns auf ewig in seinem Gedächtnis bewahren wird. Wir können beim Tod nicht tiefer fallen als in die Hände Gottes. In seiner Nähe sind wir nicht allein.

Ich selbst habe mir eine metaphorische Redeweise angeeignet, die ich mit dem mehrdeutigen Wort „aufgehoben“ verknüpfe. (1) „Aufheben“ kann man beispielsweise ein Gesetz, um es für null und nichtig zu erklären. In diesem Sinne wird im Tod die Individualität eines Menschen *aufgehoben*, weil sie nun zu ihrem Ende und zu ihrem Ziel gekommen ist. Im Tode gibt es die Gestaltungsoffenheit

des Lebens und der Individualität nicht mehr. (2) „Aufgehoben“ sind aber auch Kinder in der Obhut fürsorglicher Eltern oder Pfleger. In diesem Sinne dürfen wir uns beim Tode in der Obhut eines Gottes oder eines Universums *aufgehoben* wissen, weil wir nun endlich zur Ruhe kommen und bleibende Geborgenheit und ewigen Frieden finden. (3) Will man etwas Wertvolles aufheben, so verstaut man es sorgsam in einem Schrank oder einer Schublade, um es gegebenenfalls wieder hervorzuholen und wertzuschätzen. In diesem Sinne bleiben wir auf ewig „im wohlwollenden Gedächtnis Gottes *aufgehoben*“, der allein uns mit unseren Stärken und Schwächen zu würdigen vermag. (4) Schließlich wird man jemanden „aufheben“ bzw. „aufrichten“, wenn er zu Boden gefallen ist. In diesem Sinne wird beim Tod auch all unser Straucheln und Scheitern aufgefangen; werden wir von Gottes Güte endgültig *aufgehoben*, um letztlich zu unserer ganzen menschlichen Würde restauriert zu werden. – Bei unserem Tod sind wir also in mehrfacher Hinsicht im Ganzen der Wirklichkeit (die wir „Gott“ nennen) „aufgehoben“, ohne uns in Gedanken über dualistische oder monistische Gegebenheiten verlieren zu müssen.

Angesichts unseres Nichtwissens bzgl. einer jenseitigen Transzendenz verbietet sich m.E. jegliches Reden von einer Jenseitigkeit, welches mehr sein will als metaphorisches, analoges Reden vom Tod und dem, was danach kommt. Viele Menschen werden uns solche Bescheidenheit und Ehrlichkeit danken. (kb) □